



Dies ist eine Wahnsinnsgeschichte. Allerdings nicht ihre eigene.

„Ich darf nicht nachgeben. Für mich war das die ganze Zeit der Schlüssel, um bei Sinnen zu bleiben: an meiner Version festhalten, meine Unschuld bewahren. Ich bin nicht ein einziges Mal schwach geworden, habe niemandem von dem Diebstahl erzählt. Inzwischen glaube ich die Lüge meistens selbst.“

„Ein rasanter Literaturthriller, der gleichermaßen unterhaltsam und verstörend ist.“
THE NEW YORK TIMES

Rebecca F. Kuang ist New-York-Times-Bestseller-Autorin und wurde vielfach für ihr Werk ausgezeichnet. Ihr Roman *Babel* war ein weltweiter Erfolg und gewann unter anderem den British Book Award und den Nebula. Sie ist Marshall-Stipendiatin, Übersetzerin und hat einen Philologie-Master in Chinastudien der Universität Cambridge und einen Soziologie-Master in Zeitgenössischen Chinastudien der Universität Oxford. Zurzeit promoviert Rebecca Kuang in Yale in Ostasiatischen Sprachen und Literatur.

Jasmin Humburg ist promovierte Amerikanistin, literarische Übersetzerin aus dem Englischen und Literaturvermittlerin. Sie lebt mit ihrer Familie in der Nähe von Hamburg.

REBECCA F. KUANG

YELLOWFACE

ROMAN

Übersetzung aus dem Englischen von
Jasmin Humburg

BÜCHERGILDE GUTENBERG

Lizenzausgabe für die Mitglieder der Büchergilde Gutenberg
Verlagsges. mbH, Frankfurt am Main, Wien und Zürich
www.buechergilde.de

Mit freundlicher Genehmigung der Bastei Lübbe AG, Köln
Titel der amerikanischen Originalausgabe: »Yellowface«

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2023 by Rebecca Kuang

Published by arrangement with Rebecca F. Kuang

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, Hannover

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2024 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Helen Heidkamp

Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen

Gesetzt aus der Bennet Text One

Umschlaggestaltung: Clara Scheffler, Halle

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany 2024

ISBN 978-3-7632-7553-3

Für Eric und Janette

EINS

In der Nacht, in der ich Athena Liu sterben sehe, feiern wir ihren Vertrag mit Netflix.

Bevor ich beginne, solltet ihr zwei Dinge über Athena wissen, damit diese Geschichte Sinn ergibt.

Erstens hat sie alles: einen Mehrbuchvertrag mit einem großen Verlag, den sie unmittelbar nach dem College unterschrieb, einen Master of Fine Arts von einem berühmten Schreibprogramm, einen Lebenslauf voller namhafter Künstlerresidenzen und eine Liste mit Preisnominierungen, die länger ist als mein Einkaufszettel. Mit siebenundzwanzig Jahren hat sie drei Romane veröffentlicht, von denen jeder erfolgreicher war als der vorherige. Für Athena war der Deal mit Netflix kein lebensveränderndes Ereignis, sondern bloß eine weitere Trophäe für ihre Sammlung, einer der vielen netten Nebeneffekte auf ihrer rasanten Reise zu literarischem Weltruhm.

Zweitens, und womöglich als Folge von Punkt eins, will kaum jemand mit ihr befreundet sein. Schreibende in unserem Alter – junge, ambitionierte Talente Anfang dreißig – treten oft im Rudel auf. In den sozialen Medien kann man sie gut beobachten – sie schwärmen von den unveröffentlichten Manuskripten der anderen (DIESE GESCHICHTE MACHT MICH FERTIG!), kreischen beim Anblick neuer Buchcover (ES IST SO WUNDERSCHÖN,

ICH STERBE!!!) und posten Selfies von literarischen Gruppentreffen, die rund um den Erdball stattfinden. Doch auf Athenas Instagram-Fotos ist niemand anderes zu sehen. Sie twittert regelmäßige Updates zu ihrer Karriere und teilt schräge Witze mit ihren siebzigtausend Follower:innen, aber sie erwähnt nur selten andere Leute in ihren Posts. Sie betreibt kein Namedropping, schreibt keine Blurbs, empfiehlt nie Bücher von Kolleg:innen und zeigt sich nicht öffentlich in Begleitung, wie es viele junge Autor:innen zu Beginn ihrer Karriere auf so demonstrative, verzweifelte Art tun. Seit ich sie kenne, hat sie nie auf irgendwelche engen Freund:innen Bezug genommen, außer auf mich.

Lange dachte ich, sie wäre einfach unnahbar. Athena ist so irrsinnig erfolgreich, da leuchtet es ein, dass sie sich nicht mit Normalsterblichen umgeben will. Athena chattet vermutlich nur mit Leuten, die ein blaues Häkchen haben und mit anderen Bestseller-Autor:innen, die sie mit ihren abgehobenen Beobachtungen zur modernen Gesellschaft bei Laune halten können. Athena hat keine Zeit, um sich mit dem Proletariat anzufreunden.

Doch in den letzten Jahren habe ich eine weitere Theorie entwickelt, nämlich dass alle anderen sie genauso unerträglich finden wie ich. Schließlich ist es schwer, mit jemandem befreundet zu sein, der dich bei jeder Gelegenheit aussticht. Vermutlich mag niemand Athena, weil niemand das Gefühl mag, im Vergleich mit ihr ständig den Kürzeren zu ziehen. Vermutlich stehe ich zu ihr, weil ich so armselig bin.

An diesem Abend ist Athena also nur mit mir in einer lauten, überteuerten Rooftop-Bar in Georgetown. Sie kippt die Cocktails in sich rein, als müsse sie beweisen,

dass sie Spaß hat, und ich trinke, um die Bitch in mir zu betäuben, die sich wünscht, sie wäre tot.

Athena und ich sind lediglich aufgrund von äußeren Umständen Freundinnen geworden. Während unseres ersten Studienjahrs in Yale wohnten wir auf derselben Etage, und da wir beide schon immer wussten, dass wir Schriftstellerinnen werden wollten, fanden wir uns in denselben Schreibseminaren wieder. Anfangs veröffentlichten wir beide Kurzgeschichten in denselben Literaturzeitschriften, und einige Jahre nach dem Abschluss zogen wir in dieselbe Stadt – Athena wegen einer renommierten Stelle an der Georgetown University, wo man Gerüchten zufolge so beeindruckt von einer Gastvorlesung war, die sie an der American University gehalten hatte, dass das Englisch-Institut eigens für sie eine Stelle im Bereich Kreatives Schreiben schuf, und ich, weil der Cousine meiner Mutter eine Eigentumswohnung in Rosslyn gehörte, die sie mir zum Preis der Nebenkosten vermietete, solange ich die Pflanzen goss. Wir hatten nie so etwas wie eine Seelenverwandtschaft oder irgendein tiefgreifendes, verbindendes Trauma erlebt – wir machten bloß immer dieselben Sachen an demselben Ort, so dass es praktisch schien, miteinander befreundet zu sein.

Doch obwohl für uns alles am selben Ort begann – im Einführungsseminar zu Kurzprosa von Professorin Natalia Gaines –, entwickelten sich unsere Karrieren nach dem Abschluss in vollkommen unterschiedliche Richtungen.

Ich schrieb meinen ersten Roman in einem Anflug von Inspiration, während ich mich in meinem Job als Aushilfslehrerin fast zu Tode langweilte. Ich kam jeden Abend von der Arbeit nach Hause und feilte sorgfältig

an der Geschichte, die ich seit meiner Kindheit hatte erzählen wollen: Es war ein detailreicher und dezent magischer Coming-of-Age-Roman über Trauer, Verlust und Schwesternschaft mit dem Titel *Jenseits der Bäume*. Nachdem ich erfolglos bei knapp fünfzig Literaturagenturen angefragt hatte, wurde das Buch von einem kleinen Verlag namens Evermore eingekauft, der öffentlich zur Ein-sendung von Manuskripten aufgerufen hatte. Der Vor-schuss kam mir damals absurd hoch vor – zehntausend Dollar im Voraus und die Chance auf Tantiemen, sobald der Roman genügend Geld einspielte –, doch das war, be- vor ich erfuhr, dass Athena eine sechsstellige Summe für ihr Debüt bei Penguin Random House bekam.

Drei Monate bevor mein Buch in den Druck gehen sollte, meldete Evermore Insolvenz an. Die Rechte fielen an mich zurück. Wie durch ein Wunder verkaufte meine Agentin – die mich nach Evermores Angebot unter Ver- trag genommen hatte – die Rechte für einen Vorschuss von zwanzigtausend Dollar an eines der fünf großen Ver- lagshäuser – ein »netter Deal«, wie es in der Bekanntgabe auf *Publishers Marketplace* hieß. Es sah so aus, als hätte ich es endlich geschafft, als würden all meine Träume von Ruhm und Erfolg bald Wirklichkeit werden, bis der Er- scheinungstermin immer näher rückte und die erste Auf- lage von zehntausend Exemplaren auf fünftausend redu- ziert wurde, man meine Lesereise von sechs Städten auf drei Städte in der Region Washington, D. C., Maryland und Virginia einstampfte und die versprochenen Zitate von berühmten Autor:innen ausblieben. Es gab keine zweite Auflage. Ich verkaufte insgesamt zwei-, vielleicht dreitausend Bücher. Meine Lektorin wurde entlassen, weil es einen dieser Engpässe im Verlagswesen gab, die immer entstehen, wenn es mit der Wirtschaft abwärts-

geht, und ich wurde an einen Typen namens Garrett weitergereicht, der bisher so wenig Interesse an meinem Roman gezeigt hat, dass ich mich oft frage, ob er mich womöglich schon komplett vergessen hat.

Aber das ist ganz normal, habe ich mir sagen lassen. Jeder hat eine beschissene Debüt-Erfahrung. Die Verlage sind eben so. Es herrscht immer Chaos in New York, die Lektorate und Presseabteilungen sind überarbeitet und unterbezahlt, und es wird ständig Mist gebaut. Das Gras auf der anderen Seite ist nie grüner. Alle Autor:innen hassen ihre Verlage. Es gibt keine Cinderella-Geschichten, nur harte Arbeit, Durchhaltevermögen und das ewige Streben nach dem goldenen Ticket.

Warum also werden einige Leute beim ersten Versuch gleich in die Welt der Stars katapultiert? Sechs Monate bevor Athenas Debütroman erschien, bekam sie eine große, sexy Fotostrecke in einer viel gelesenen Branchenzeitschrift mit der Überschrift »Literarisches Wunderkind erzählt wichtige Geschichten des asiatisch-amerikanischen Erbes«. Sie verkaufte die Rechte in dreißig Länder. Ihr Debüt wurde von Kritiker:innen des *New Yorker* und der *New York Times* mit großem Tamtam gefeiert, und es hielt sich wochenlang in den oberen Rängen jeder Bestsellerliste. Die kommende Saison der Literaturpreise war ein Selbstläufer. Athenas Debüt *Stimme und Echo* – über ein chinesisch-amerikanisches Mädchen, das die Geister aller verstorbenen Frauen in ihrer Familie heraufbeschwören kann – ist einer dieser seltenen Romane, der fantastische Elemente auf vollkommene Weise mit Unterhaltungsliteratur verbindet, weshalb sie Nominierungen für den Booker Prize, den Nebula Award, den Hugo Award und den World Fantasy Award erhielt und letztendlich zwei davon gewann. Und das

ist erst drei Jahre her. Seitdem hat sie zwei weitere Bücher veröffentlicht und die Kritiker:innen sind sich einig, dass sie von Roman zu Roman besser wird.

Es ist nicht so, als hätte Athena kein Talent. Sie ist eine verdammt gute Autorin – ich habe alles von ihr gelesen, und ich bin nicht zu verblendet, um gute Prosa zu erkennen, wenn ich sie sehe. Doch Athenas Star-Power hat ganz offensichtlich nichts mit ihrem Schreibtalent zu tun. Es geht um *sie*. Athena Liu ist, kurz gesagt, *fucking cool*. Sogar ihr Name – Athena Ling En Liu – klingt cool. Gut gemacht Mr und Mrs Liu, eine perfekte Kombination aus klassisch und exotisch. Geboren in Hongkong, aufgewachsen zwischen Sydney und New York, ausgebildet in britischen Internaten, wo sie sich einen vornehmen, undefinierbaren Akzent aneignete; groß und feingliedrig, anmutig wie es alle ehemaligen Balletttänzerinnen sind, mit einer zarten Blässe und riesigen, von langen Wimpern eingerahmten braunen Augen, mit denen sie aussieht wie eine chinesische Anne Hathaway (es ist nicht rassistisch, wenn ich das sage – Athena hat selbst einmal ein Selfie mit »Annie« von einem roten Teppich gepostet, die großen Rehaugen der beiden dicht nebeneinander, mit der schlichten Bildunterschrift *Zwillinge!*).

Sie ist unglaublich. Sie ist im wahrsten Sinne unglaublich.

Natürlich fliegen Athena alle guten Dinge zu, denn so läuft es in dieser Branche. Der Literaturbetrieb sucht sich einen Gewinner oder eine Gewinnerin aus – attraktiv genug, cool und jung und, mal ehrlich, wir denken es doch alle, also sprechen wir es doch aus, »divers« genug – und überschüttet diese Person mit Geld und Unterstützung. Es ist so verdammt willkürlich. Oder vielleicht nicht willkürlich, aber es hängt von Faktoren ab,

die nichts mit der Qualität des eigenen Schreibens zu tun haben. Athena – eine wunderschöne, internationale, potenziell queere Woman of Color mit Yale-Abschluss – wurde von der höheren Macht auserwählt. Ich hingegen bin nur June Hayward aus Philly, braune Augen, braune Haare – und ganz egal wie hart ich arbeite oder wie gut ich schreibe, ich werde niemals Athena Liu sein.

Ich hatte erwartet, dass sie inzwischen in ganz anderen Sphären unterwegs sein würde. Aber sie schickt immer noch freundliche Textnachrichten – *Wie läuft's heute mit dem Schreiben? Tagesziel schon erreicht? Viel Glück mit der Deadline!* – und Einladungen: Margaritas zur Happy Hour im El Centro, Brunch im Zaytinya, ein Poetry Slam in der U Street. Uns verbindet eine dieser oberflächlichen Freundschaften, in denen man es schafft, viel Zeit miteinander zu verbringen, ohne sich wirklich kennenzulernen. Ich weiß immer noch nicht, ob sie Geschwister hat. Sie wollte nie etwas über meine Partner wissen. Aber wir hängen trotzdem zusammen rum, weil es so praktisch ist, dass wir beide in Washington, D. C. wohnen, und weil es sich immer schwieriger gestaltet, neue Freundschaften zu schließen, je älter man wird.

Ich weiß ehrlich gesagt nicht, warum Athena mich mag. Sie umarmt mich immer, wenn wir uns sehen. Sie likt pro Woche mindestens zwei meiner Beiträge in den sozialen Medien. Wir gehen mindestens alle zwei Monate etwas trinken, und meistens ist sie diejenige, die fragt. Doch ich habe keine Ahnung, was sie sich davon erhofft, ich habe nicht annähernd genug Einfluss, bin nicht beliebt oder vernetzt genug, damit sich die Zeit mit mir lohnen würde.

Tief im Innern habe ich immer vermutet, dass Athena mich gern um sich hat, gerade weil ich keine Konkur-

renz für sie darstelle. Ich verstehe ihre Welt, aber ich bin keine Bedrohung, und ihre Erfolge sind so unerreichbar für mich, dass sie sich nicht schlecht fühlen muss, wenn sie mir freudestrahlend von ihrem Glück erzählt. Hätten wir nicht alle gern eine Freundin, die unsere Überlegenheit niemals in Frage stellen würde, weil sie weiß, dass sie damit auf verlorenem Posten stünde? Brauchen wir nicht alle jemanden, den wir als Blitzableiter benutzen können?

»So schlimm kann es doch nicht sein«, sagt Athena. »Die wollen das Taschenbuch bestimmt nur ein paar Monate nach hinten verschieben.«

»Es wird nicht verschoben«, sage ich. »Es wird gestrichen. Brett sagt, dass sie einfach ... keinen freien Termin für den Druck gefunden haben.«

Sie tätschelt meine Schulter. »Ach, mach dir keine Sorgen. Für das Hardcover bekommt man eh mehr Tantiemen. Hat auch alles sein Gutes, oder?«

Ganz schön frech einfach anzunehmen, dass ich überhaupt Tantiemen bekomme. Das spreche ich nicht laut aus. Wenn man Athena darauf hinweist, dass sie taktlos war, fängt sie an, sich auf übertriebene Weise zu entschuldigen, und es fällt mir schwerer, damit umzugehen, als meine Gereiztheit einfach runterzuschlucken.

Wir sind in der Graham's Rooftop-Bar, sitzen auf einem kleinen Sofa und schauen in den Sonnenuntergang. Athena schlürft ihren zweiten Whiskey Sour, und ich trinke mein drittes Glas Pinot noir. Wir sind inzwischen bei dem leidigen Thema meiner Verlagsprobleme angekommen, und ich bereue es schon jetzt, denn mit jedem Wort, das Athena für tröstlich oder hilfreich hält, streut sie eigentlich bloß Salz in die Wunde.

»Ich will es mir mit Garrett nicht verscherzen«, sage ich. »Na ja, wenn ich ehrlich bin, glaube ich, dass er sich schon darauf freut, das Vorkaufsrecht abzulehnen, damit die mich los sind.«

»Ach was, stell dein Licht nicht unter den Scheffel«, sagt Athena. »Er hat dein Debüt eingekauft, oder etwa nicht?«

»Hat er eben nicht«, sage ich. Ich muss Athena jedes Mal wieder daran erinnern. Sie hat ein Gedächtnis wie ein Sieb, wenn es um meine Probleme geht – man muss alles zwei oder drei Mal wiederholen, damit irgendetwas hängenbleibt. »Die Lektorin, die es eingekauft hat, wurde entlassen, und dann wurde es auf ihn abgewälzt, und immer wenn wir darüber sprechen, wirkt er total desinteressiert.«

»Tja, dann scheiß auf ihn«, sagt Athena fröhlich. »Noch eine Runde?«

Die Drinks sind übertrieben teuer in diesem Laden, aber das ist okay, denn Athena zahlt. Athena zahlt immer; mittlerweile biete ich es gar nicht mehr an. Ich glaube, Athena hat das Konzept von »teuer« und »günstig« nie richtig verstanden. Für sie ging es von Yale zu einem komplett finanzierten Masterstudium zu mehreren hunderttausend Dollar auf dem Konto. Als ich ihr einmal erzählte, dass das Einstiegsgehalt für Verlagsjobs in New York nur etwa fünfunddreißigtausend Dollar im Jahr beträgt, schaute sie mich mit großen Augen an und fragte, »Ist das viel?«

»Ich nehme einen Malbec«, sage ich. Ein Glas kostet neunzehn Dollar.

»Alles klar, Süße.« Athena steht auf und flaniert zur Bar. Der Barkeeper lächelt sie an, und sie macht ein überraschtes Gesicht, ehe sie sich die Hände vor den Mund

schlägt, als wäre sie Shirley Temple. Offenbar hat ein Mann am Tresen ihr ein Glas Champagner zukommen lassen. »Ja, wir feiern tatsächlich.« Ihr zartes, entzücktes Lachen schwebt über der Musik. »Aber kann ich bitte auch ein Glas für meine Freundin bekommen? Das zahle ich.«

Mir spendiert hier niemand Champagner. Aber das ist typisch. Athena wird mit Aufmerksamkeit überschüttet, wenn wir ausgehen – wenn nicht von eifrigen Leser:innen, die ein Selfie oder ein Autogramm wollen, dann sowohl von Männern als auch von Frauen, die sie hinreißend finden. Ich hingegen bin unsichtbar.

»Also.« Athena macht es sich wieder neben mir bequem und reicht mir mein Glas. »Willst du wissen, wie das Meeting mit Netflix lief? Oh mein Gott, Junie, es war der Wahnsinn. Ich habe den Typen kennengelernt, der *Tiger King* produziert hat. *Tiger King!*«

Freu dich für sie, sage ich zu mir selbst. Freu dich einfach für sie, und lass ihr diesen Abend.

Neid wird immer als dieses spitze, grüne, giftige Ding beschrieben. Unbegründet, essigsauer, gemein. Aber ich habe festgestellt, dass sich Neid für Autor:innen eher anfühlt wie Angst. Neid ist mein rasender Herzschlag, wenn ich Neuigkeiten über Athenas Erfolg auf Twitter sehe – ein weiterer Buchvertrag, Preisnominierungen, Sonderausgaben, Lizenzverträge. Neid bedeutet, mich ständig mit ihr zu vergleichen und dabei schlecht wegzukommen; Panik, dass ich nicht gut genug oder schnell genug schreibe, dass ich nicht genug *bin* und es nie sein werde. Neid bedeutet von Athenas sechsstelligem Optionsvertrag mit Netflix zu erfahren und deswegen tagelang kopflos durch die Gegend zu laufen, unfähig mich auf meine eigene Arbeit zu konzentrieren, eingefroren

in Scham und Selbstekel, wann immer ich eines ihrer Bücher im Schaufenster einer Buchhandlung stehen sehe.

Alle Autor:innen, die ich kenne, sind mit dem Gefühl vertraut. Schreiben ist so eine einsame Tätigkeit. Du hast keine Gewissheit, ob deine Arbeit irgendeinen Wert hat, und jedes Indiz dafür, dass du den Anschluss verlierst, stürzt dich in den Abgrund der Verzweiflung. *Augen auf das eigene Blatt*, sagen sie. Aber das ist schwer, wenn die Blätter aller anderen dir ständig vor der Nase herumflattern. Allerdings spüre ich auch die böartige Variante des Neids, wenn ich höre, wie sehr Athena ihre Lektorin vergöttert, ein literarisches Kraftpaket namens Marlena Ng, die »mich aus der Anonymität befreit hat« und die »wirklich versteht, was ich auf künstlerischer Ebene zu schaffen versuche, weißt du?«. Ich starre in Athenas braune Augen, eingerahmt von diesen aberwitzig langen Wimpern, die mich an Waldtiere in Disneyfilmen erinnern, und ich frage mich, *Wie fühlt es sich an, du zu sein?* Wie fühlt es sich an, so unglaublich perfekt zu sein und alle guten Dinge dieser Welt zu haben? Und vielleicht ist es der Alkohol, oder es ist meine wilde Autorinnen-Fantasie, aber ich spüre einen glühenden Knoten im Magen, den bizarren Drang, meine Finger in ihren himbeerrot bemalten Mund zu stecken und ihr Gesicht zu zerreißen, ihr die Haut vom Körper zu schälen, wie von einer Orange und sie mir selbst überzustreifen.

»Und sie *versteht* mich einfach, es ist, als würde sie Sex mit meinen Worten haben. Sowas wie Gedankensex.« Athena kichert und zieht dann niedlich die Nase kraus. Ich unterdrücke den Impuls, ihr eine zu verpassen. »Hast du dir die Überarbeitung schon mal als Sex mit deinem Lektor vorgestellt? So als würde man gemeinsam ein großes, literarisches Baby zeugen?«

Sie ist betrunken, das wird mir jetzt klar. Zweieinhalb Drinks, und sie ist voll; sie hat schon wieder vergessen, dass ich meinen Lektor hasse.

Athena verträgt nicht viel. Das habe ich eine Woche nach Studienbeginn auf einer Hausparty eines älteren Studenten in East Rock gemerkt, bei der ich ihre Haare hochhielt, während sie in eine Toilette kotzte. Sie hat einen ausgefallenen Geschmack; sie liebt es, mit ihrem Wissen über Scotch anzugeben (sie sagt dazu immer nur »Whisky« und manchmal »Whisky aus den Highlands«), aber kaum hat sie etwas getrunken, sind ihre Wangen schon knallrot, und die Sätze werden immer länger. Athena liebt es, sich zu betrinken, und die betrunkene Athena ist jedes Mal selbstherrlich und dramatisch.

Dieses Verhalten ist mir zum ersten Mal bei der Comic-Con in San Diego aufgefallen. Wir saßen an einem großen Tisch in der Hotelbar, und sie lachte zu laut, ihre Wangen leuchteten rot, während die Typen neben ihr, von denen einer wenig später auf Twitter als notorisch übergriffig geoutet wurde, begeistert auf ihre Brüste glotzten. »Oh mein Gott«, sagte sie immer wieder. »Ich bin noch nicht bereit dafür. Das wird mir alles um die Ohren fliegen. Ich bin noch nicht so weit. Glaubt ihr, die hassen mich? Glaubt ihr, alle hassen mich insgeheim und es sagt mir bloß keiner? Würdet *ihr* es mir sagen, wenn ihr mich hassen würdet?«

»Ach was«, versicherten die Männer und tätschelten ihr die Hand. »Niemand könnte dich jemals hassen.«

Ich war immer davon ausgegangen, dass das eine Masche war, um Aufmerksamkeit zu bekommen, aber sie benimmt sich auch so, wenn wir nur zu zweit sind. Sie wird dann so verletzlich. Sie hört sich an, als könnte sie jeden Moment in Tränen ausbrechen oder als würde sie